

dem realen und dem wahrgenommenen Objekt zu „erklären“, nimmt die G. die Wirksamkeit sog. *Gestaltgesetze* zu Hilfe, auf die letztlich die Ordnung im Wahrnehmungsgeschehen zurückgeführt wird. Die *Gestaltgesetze* wirken als innerorganismische Strukturierungstendenzen autochthon und analog den Beziehungen im physikalischen Feld. Das allen *Gestaltgesetzen* übergeordnete ist das *Gesetz der guten Gestalt* oder die *Prägnanztendenz*. Diesem *Gesetz* zufolge führen die Strukturierungstendenzen im phänomenalen Feld immer zu möglichst einfachen, prägnanten oder „guten“ Ordnungen. Ein Zusammenhang zwischen diesen Strukturierungstendenzen und phylogenetisch oder ontogenetisch erworbener Erfahrung wird nicht angenommen. Vielmehr werden diese Strukturierungstendenzen als Grundeigenschaft des phänomenalen bzw. zentralnervösen Geschehens interpretiert. Die Beziehung zwischen den psychischen und den zentralnervösen psychophysischen Vorgängen wird als *Isomorphie*-Beziehung aufgefaßt, d. h. zwischen den psychischen und den ihnen zugeordneten physiologischen Prozessen soll eine sog. *Gestaltgleichheit* bestehen; beide Vorgänge sollen gleich strukturiert sein.

Wertung und Kritik der G.:

1. Hinter dem *Isomorphie*-Satz verbirgt sich die methodologische Position des *Physikalismus*. W. KÖHLERs Anliegen bestand darin „zu zeigen, daß physische Gestalten, welche im Nervensystem auftreten und psychophysiologische Bedeutung erlangen, ganz analoge oder in einem weiten Sinne ‚parallele‘ Beschaffenheit haben müssen wie die Gestalten in der phänomenalen Wahrnehmung“; es sollte eine „Physik psychophysischer Gestalten“ geschaffen werden. Der qualitative Unterschied zwischen der höchstorganisierten Materie, dem Hirngeschehen, und dem physikalischen Feldgeschehen blieb dabei unberücksichtigt.
 2. Im Transformationsgeschehen zwischen Objekt und Abbild sind Invarianzbeziehungen nachweisbar, die die implizit in der G. postulierten Irregularitätshypothesen nicht bestätigen.
 3. Die Tatsache, daß bei der Interpretation der für die Wahrnehmungsleistungen charakteristischen Ordnungstendenzen die individuelle Erfahrung nicht berücksichtigt wird, weist auf nativistische Auffassungen hin.
 4. Insofern, als dem phänomenalen Geschehen und seiner Eigengesetzlichkeit bei der psychologischen Analyse absolute Priorität zugesprochen wird, vertritt die G. unter erkenntnistheoretischem Aspekt idealistische Positionen.
- Das historische Verdienst der G. besteht in der Überwindung atomistischer Betrachtungsweisen in der Psychologie, ohne dabei — wie andere Richtungen, etwa die *f* verstehende Psychologie — das Experiment als psychologische Methode aufzugeben; im Gegenteil: die G. erschloß durch die Einbeziehung psychischer Vorgänge in ganzheitliche

Zusammenhänge dem psychologischen Experiment neue Dimensionen.

Als Begründer der G. gelten W. KÖHLER (1887-1970), K. KOFFKA (1886-1941) und M. WERTHEIMER (1880-1943). Die gestaltpsychologischen Annahmen wurden — nachdem anfänglich fast ausschließlich wahrnehmungspsychologische Probleme zur Diskussion standen — später auf nahezu alle Teilgebiete der Psychologie ausgeweitet: Gedächtnis (KÖHLER, v. RESTORFF), Denken (WERTHEIMER, K. DUNCKER), Lernen (KÖHLER, LEWIN), Entwicklung (KOFFKA), Handlung (LEWIN, KOFFKA). Eine Modifikation der G. stellt die Lewinsche *Feldtheorie* des Psychischen dar.

Gestaltungstherapie: Komponente einer mehr handlungsbetonten Psychotherapie, die meist von Kunsttherapeuten realisiert wird. Ihr Prinzip besteht darin, psychische Schwierigkeiten nicht nur einfach auszudrücken, sondern darzustellen, durch Formung zu bewältigen. Ferner soll der Patient im schöpferischen Gestalten von Material eine Möglichkeit sinnvoller Betätigung, einen Ausgleich gegen einseitige Beanspruchungen, eine Quelle der Freude und der Befriedigung finden. Die G. muß aber nicht nur kunsthandwerklich verstanden werden, denn Gestaltung hat auch für die Musik- und die Bewegungstherapie Bedeutung.

Gestaltwandel: Prozeß besonders verdichteter körperlicher Entwicklungserscheinungen, in dessen Verlauf sich das Verhältnis einzelner Körperpartien zueinander und damit auch der somatische Gesamtausdruck verändert.

G.erscheinungen wurden erstmals von W. ZELLER (1952), einem Schularzt, als Wendemarken der biologischen Reifung detailliert phänomenologisch beschrieben. ZELLER unterscheidet zwei G.phasen.

Im *ersten G.* (etwa zwischen dem 6. und 8. Lebensjahr) vollzieht sich der Übergang von der sog. körperlichen Kleinkind- zur Schulkindform, der im wesentlichen Streckungserscheinungen beinhaltet. Einige Charakteristika der ersten G.s sind in der Tabelle zusammengestellt.

Die Auswirkungen der schubartigen körperlichen Veränderungen berühren vorwiegend den motorischen Bereich. Die kindliche Motilität nimmt neue Formen an. Es kommt zu einem ausgeprägten Bewegungsdrang, verbunden mit einem hohen Maß an unproduktiver und störender Nebenmotorik. Mit dem Längenschub ist eine vorübergehende vegetative und innersekretorische Labilisierung verbunden.

Im *zweiten G.* vollzieht sich in körperlicher Hinsicht der Übergang von der Schulkind- zur Jugendform (Beginn bei Mädchen etwa im 12., bei Jungen im 13. Lebensjahr). Dieser Übergang ist vor allem durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Proportionsverschiebungen von Kopfgröße, Arm- und Beinlänge, bezogen auf die Gesamtlänge des